

HEYNE <

Das Buch

Der junge Arnie Lester kommt aus New York in die kleine, verträumte Provinzstadt Dillistown im tiefsten Oregon, um dort an einer Schule zu unterrichten. Seine Schülerinnen himmeln den jungen und attraktiven Lehrer an. Arnie genießt ihre Schwärmereien, er hat bisher allen Versuchungen widerstanden. Bis Annie Alston in sein Leben tritt... Es dauert nicht lange, und zwischen den beiden entwickelt sich eine obsessive und verhängnisvolle Leidenschaft, und ihre geheime Beziehung wird schließlich immer mehr von erotischen Machtkämpfen und Spielereien geprägt. Doch das geht nicht lange gut...

Unter dem Titel *Geliebte Versuchung* erscheint Ira Millers erfolgreicher Roman *Die gelehrige Schülerin* jetzt in neuer Ausstattung bei Heyne!

Der Autor

Ira Miller schreibt seit über 20 Jahren Drehbücher, Romane und Artikel für berühmte Zeitschriften. Er ist bekannt für die hohe literarische Qualität seiner erotischen Romane.

Ira Miller

Geliebte Versuchung

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Nora Jensen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien
unter dem Titel SEESAW

Deutsche Übersetzung von Nora Jensen

Der Roman erschien im Heyne Verlag 2006 unter dem Titel
DIE GELEHRIGE SCHÜLERIN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2012
Copyright © 1983 by Ira Miller
Copyright © 1984 der deutschen Übersetzung by
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co., München
Copyright © 2006 DIE GELEHRIGE SCHÜLERIN und
Copyright © 2012 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagillustration: © Getty/Thinkstock
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2012
ISBN: 978-3-453-72606-1

www.heyne.de

*Für meine Mutter
und meinen Vater*

*Stellen Sie sich einen Film vor, dessen Darsteller,
Bilder und Szenerie auf eine Leinwand hinter unseren
Augen projiziert wurden. Lassen Sie den Film ablaufen.
Sehen Sie, wie die Handlung sich entwickelt, wie der
Film vor Ihrem inneren Auge vorbeiflimmert ...*

*Erster
Teil*

1. Kapitel

Die Rolle des Lehrers

Ich stehe erst am Anfang meines Lebens.

Als ich noch ein Kind war, fuhr meine Mutter mich zur Schule, wenn es regnete. Ich bekam ein Taschengeld, das jedes Jahr zu meinem Geburtstag erhöht wurde, genoss ausgewogene Mahlzeiten, die ich manchmal sogar verschmähte, und war, trotz aller Versuche, mich in der Schule radikal zu verhalten und mit den Hippies solidarisch zu erklären, nichts weiter als das Produkt einer behäbigen, abgesicherten Mittelschicht in einer Vorstadt.

Im College bezahlte mein Vater die Rechnungen. Ich nahm an den Vorlesungen teil, schrieb Aufsätze, bestand Prüfungen und führte vier Jahre lang ein behütetes Leben mit dem simplen Zweck, das Examen zu machen. Als das vorbei war, fühlte ich mich aus dem Mutterleib in eine kalte, fordernde, *reale* Welt gestoßen. Ich war alles andere als darauf vorbereitet. Ich absolvierte eine Ausbildung als Lehrer.

Als auch diese Schule vorbei war, fühlte ich mich wieder verängstigt und von der Unabhängigkeit bedroht. Ich suchte nach Halt bei den Freunden von der High School. Aber wir fielen immer wieder in die Verhaltensweisen von damals zurück. Kartenspielen, Baseball, Drogen, Kneipenbummel. Dabei kam ich mir vor wie ein Teenager, nicht wie ein Erwachsener. Meine Familie hätte mir helfen können, aber ich konnte nicht mehr bei ihr leben – abhängig wie ein kleines Kind! Außerdem musste ich Arbeit finden, richtige, einem Erwachsenen angemessene Arbeit. Nicht irgendeine. Sie musste mit dem etwas zu tun haben, das ich studiert hatte, und ich musste mich in ihr verwirklichen können. Wozu hatte ich sonst studiert?

Und plötzlich konnte ich nicht mehr nur mit *irgendwem* schlafen. Ich hatte Verlangen nach einer tiefen, beständigen Beziehung.

Kindheit, Jugend und Studium waren nur ein leicht zu absolvierendes Vorspiel gewesen. Ein erwachsener Mann zu sein und dabei unverheiratet, sehr einsam und voller Zweifel, schien mehr der Realität zu entsprechen.

Dabei half es auch nicht viel, der nette jüdische Junge aus New York zu sein, der in Dillistown, Oregon, unterrichtete und unkontrollierbar einen Steifen kriegte.

Wenn die nach süßem Parfüm duftenden Mädchen, ihre eben erblühenden Busen unter sorgfältig ausgewählter Kleidung versteckend, das Klassenzimmer betreten, grüßen sie gewöhnlich: »Guten Morgen, Mr. Lester.«

An dieses »Mister«gerede kann ich mich nur schwer gewöhnen. Einen winzigen Augenblick lang spüre ich dann immer den Drang, über meine Schulter nach hinten zu linsen, um nachzusehen, ob mein Vater dort steht. Vielleicht, in zehn Jahren, wenn ich fünfunddreißig bin, werde ich mich an das »Mr. Lester« gewöhnt haben. Aber heute hätte ich nichts dagegen, einfach nur »Arnie« genannt zu werden, so als ob ich ein Freund wäre und nicht der Allmächtige, der Zensuren verteilt.

Doch die Kinder dürfen sich mit meinem Vornamen nicht vertraut machen. Nicht in einer Schule, in der jeden Morgen Treue auf die Fahne geschworen wird, die Schüler immer noch eine schriftliche Erlaubnis brauchen, um aufs Klo gehen zu dürfen, und der Direktor den Tag mit einer inspirativen Andacht über die Lautsprecheranlage beginnen lässt. Auch meine Kollegen, alle in schulmäßigem Sinne absolut integer, würden einen Anfall bekommen, wenn sie zufällig auf dem Gang eine Teenagerstimme »Was ist los, Arnie?« piepsen hörten. Die Kinder brächten das sicher fertig, wenn man sie lassen würde, aber durch nichts unterbrochene Traditionen (der Direktor trägt eine Krawatte) schnüren ihnen die Kehlen zu.

Am Montag, den 27. November 1978, schloss ich morgens die Tür zu meinem Klassenzimmer auf, schaltete das Licht ein und: wumm! – direkt durch beide Nasenlöcher ins Hirn – Dillistowns

hochgradig reinigendes, antiseptisches Bohnerwachs! Die meisten Schüler aus der elften Klasse, die ich in der ersten Stunde unterrichtete, schlepten sich nach einem langen Wochenende herein, kaum fähig, das Kinn über der Tischplatte und die Augenlider offen zu halten. Ich richtete mich auf, zauberte ein eifriges An-die-Arbeit-Lächeln auf mein Gesicht und sagte: »Bitte setzt euch. So schlimm kann es doch nicht sein. Wir haben heute viel zu tun.«

Viel lieber hätte ich gesagt: »Ich bin auch müde. Lasst uns erst mal ausschlafen.«

Aber stattdessen: »Öffnet die Bücher. Seite hundertsiebzehn ... Wer kann mir etwas über Benjamin Franklins Beitrag zur amerikanischen Literatur sagen?« Keine Antwort. »Okay. Vielleicht finde ich mit einem kleinen Quiz raus, wer seine Hausaufgaben gemacht hat.«

Was war ich doch für ein Arschloch! Ich hörte mich an wie der senile, faltige Lehrer in einer Fernsehserie.

Hal Mads Hand schoss in die Höhe.

»Hal?«

»Den *Arme Leute Almanach*.«

Fernsehen bildet, leider.

Ich feuerte noch mehr Fragen auf sie ab, wie ein Maschinengewehr, so schnell, dass sie einfach aufwachen mussten. Wir mussten die frühe amerikanische Literatur durchnehmen, und Ben Franklin *war* langweilig.

»Ben Franklin ist eine der interessantesten Persönlichkeiten der amerikanischen Geschichte. Er war unser erster Generalpostmeister, er leitete eine Zeitung ... Howard, lass Stacys Heft in Ruhe und leg deine Hände auf deinen eigenen Tisch.«

Die Klasse lachte. Howard wurde scharlachrot. Weil ich ihr Lehrer war, wirkte jeder im Ansatz amüsante Satz, jedes vom akademischen Ton abweichende Wort ungemein komisch.

Schließlich hatte Howard keinen Fehler gemacht – er hatte nur versucht, ein wenig Aufmerksamkeit von einem niedlichen kleinen Mädchen zu ergattern.

Aber ich brauchte die ungeteilte Aufmerksamkeit, um eine Unterrichtsstunde in Gang zu halten.

Aus dem Augenwinkel erhaschte ich ein Stück von Stacys rundlichem Busen unter ihrer tief ausgeschnittenen Bluse.

Als Lehrer begegne ich einer Menge Widersprüchen.

Ich würde gern die Dinge mit Schülern besprechen, die sie interessieren, aber ich muss den Lehrplan erfüllen. Nur selten weiche ich vom Stoff ab. So kann ich abschätzen, was passieren wird, und verliere die Kontrolle nicht.

Ein Lehrer gebraucht seine Macht.

Da wir die Schüler nur eine Stunde pro Tag zu sehen bekommen, gibt es selten Augenblicke, in denen wir unsere Schwächen offenbaren. Deshalb erwecken wir immer den Eindruck, stark zu sein. Wo werden Kinder schließlich sonst dazu gezwungen, still zu sein, nur zu sprechen, wenn sie gefragt werden, den Bleistift auf Befehl zu nehmen und zu schreiben, zu lesen, geprüft zu werden und Treue auf die Fahne zu schwören?

Wir Lehrer verstecken uns hinter einer Rolle.

Wir sagen: »Ich befehle hier, ich bin der Einzige, der etwas weiß.«

Aus Angst, die Klasse nicht unter Kontrolle halten zu können, setzen wir diese Maske so lange wie möglich auf. Aber die Unwirklichkeit, die dahinter steckt, macht mir Angst. Auch Lehrer reden über Sex, bohren in der Nase, tratschen, weinen manchmal und können genauso unfair und eigensüchtig sein, wie jeder andere. (Ich hatte das nicht gewusst, bis ich selbst Lehrer geworden war.) Warum kann ich nicht mit den Schülern auf gleicher Stufe stehen und sie trotzdem unterrichten?

Aber ich möchte auch ein gutes Vorbild sein. Schüler brauchen unbefleckte Vorbilder und saubere Institutionen – Schule, Kirche, Bibliotheken –, die ihnen einen Sinn für Rechtschaffenheit vermitteln. Dabei habe ich ein schlechtes Gewissen. Wie kann ich ein gutes Vorbild sein, wenn ich mir beim Lesen des *Playboy* einen

runterhole, die Telefongesellschaft nur allzu gern betrüge und beim Anblick von unverdorbenen, unberührten Teenagerkörpern, die Frühlingsduft und Frühlingsgelüste versprühen, eine Erektion bekomme, die wie ein Leuchtturm in meiner Hose steht?

Ich erlaube mir nie, diese Mädchen als Liebesgefährtnissen zu betrachten. Das wäre zu gefährlich. Ich mache mir immer bewusst, dass sie trotz ihrer äußeren Erscheinung in vielerlei Hinsicht noch *kleine Mädchen* sind. Sie könnten meine reiferen Bedürfnisse niemals erfüllen.

Aber manchmal kommen Stacy oder Beth nach der Stunde an meinen Lehrertisch, pressen ihre jungen, warmen Körper wie von ungefähr eine Sekunde an mich, flüstern ein paar schmeichelnde Worte, und ich werde ganz geil.

Es ist schwer, jedes Mal widerstehen zu müssen.

Ich betrat die Cafeteria gerade rechtzeitig, um Ed Bullock, einen Bullenkerl, Footballtrainer(!), die Mayonnaise aus dem Mundwinkel tropfend, sagen zu hören:

»Um mich um die kleinen Gören auch noch zu kümmern, kriege ich nicht genug bezahlt!«

Ich bestellte mein Mittagessen und lauschte mit einem Ohr auf die Meckerei an Bullocks Tisch. Es gefiel mir, Lehrer zu beobachten, wenn sie ihre Maske fallen ließen. Aber ich wollte nicht, dass sie mich dabei ertappten. Bullock jagte mir Angst ein. Ich war nicht gerade darauf aus, mich von ihm vor den Kollegen bloßstellen zu lassen. Man sagte, dass er seinen Schülern am ersten Tag immer verkündete:

»Ich kann euch nur das beibringen, was ich als Marinesergeant und Footballtrainer gelernt habe.«

Damit verschaffte er sich Respekt. Er war Mathematiklehrer.

Mit dem Tablett in der Hand sah ich mich nach einem ruhigen Plätzchen in dem von Stimmengewirr erfüllten Raum um. An einem langen Tisch saßen viele Lehrer und unterhielten sich beim Essen. Ein Platz war frei. Der Englischlehrer auf dem Stuhl daneben

grüßte mich lächelnd und konzentrierte sich dann wieder auf sein Sandwich. Ich setzte mich allein an einen kleinen Tisch in der Ecke.

Immer hatte ich dieses komische Gefühl, ich wäre nicht gern gesehen. Einige Lehrer hegten Leuten aus dem Osten – oder allen jungen Leuten gegenüber? – grundsätzlich Misstrauen. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, warum ich den ganzen Weg von New York hergekommen war, um in Dillistown zu unterrichten.

Dann wiederum glaubte ich, dass sie sich von mir fern hielten, weil ich Jude bin. Von meinem Namen konnten sie es nicht ablesen, aber ich hatte diese gewisse Nase ...

Sie waren nicht direkt bigott. Sie dachten eben nur gern in Stereotypen. Ein Kaufmann hatte einmal zu mir gesagt:

»Gutwilligkeit ist keineswegs uneigennützig. Wahrscheinlich haben die Juden sie gepachtet.«

Vielleicht war ich als einziger Jude in Dillistown auch nur überempfindlich.

Zu Anfang waren einige Leute sehr nett zu mir gewesen. Eine Frau kam mit einem Präsentkorb voll Früchten und Gutscheinen für den Supermarkt, um mich willkommen zu heißen. Aber jetzt, im November, gehörte ich bereits zum Stadtbild. Niemand achtete mehr auf mich.

Um ehrlich zu sein, ich achtete auch nicht besonders auf die Leute. Jeder kannte eben jeden, sie gehörten denselben Vereinen an, und die Frauen waren entweder verheiratet, oder mittlerweile zu alten Jungfern geworden. Viele hatten mich wohl in Verdacht, ein Hippie zu sein oder so was Ähnliches. Dabei ist mein Haar gar nicht so lang.

Ich hatte ein paar Freunde unter den Kollegen.

Irgendwo.

Ein schriller Pfiff und das aufbrausende Johlen einer Teenagermenge machte mich darauf aufmerksam, dass ich gerade den Höhepunkt des Basketballspiels versäumt hatte. Die Dillistown Rebellen spielten gegen die Falken aus Lake Hardy.

Ich hatte dem Mädchen an der Kasse fünfzig Cents für meine Eintrittskarte gegeben. »Danke, Mr. Lester«, hatte sie gesagt und dabei versucht, mir mit einem strahlenden Lächeln in die Augen zu schauen. »Hübscher Pullover«, hatte sie dann noch hinzugefügt, als ich auf die Eingangstür zur Turnhalle zugegangen war.

Unter den mehreren hundert Zuschauern fand ich eine leere Bank auf der Dillistownseite. Was konnte einen fünfundzwanzigjährigen Lehrer an einem Basketballspiel interessieren?

Ich mag Sport. Und außerdem ...

Während des Tages, wenn ich Arbeiten zensiere, Vorlesungen halte, den Schülern sage, was sie tun sollen, wenn ich eine extra Toilette benutze, in der Lehrercafeteria esse und mich in einem eigenen Arbeitszimmer aufhalte, fühle ich mich ausgeschlossen. Wenn die Arbeit dann vorbei ist, schreibt mir der Direktor vor, was ich zu tun habe, und die Außenwelt betrachtet mich als einen durchschnittlichen Bürger, der genauso arbeiten geht, wie jeder andere auch.

Bei einem Basketballspiel habe ich das Gefühl, dazuzugehören und etwas wert zu sein.

»Anderson ist unser Mann. Was er nicht schafft, Burnside kann ...«, skandierten die Cheerleaders. Sie waren wirklich süß. Sie sprangen in die Luft und feuerten mit ihren bunten Federschwänzen und Pompons die Menge an, animierten die Spieler und strahlten eine Menge von Koketterie und Arbeitseifer aus.

In New York gehörten die Cheerleaders einer aussterbenden Rasse an, aber hier in Dillistown waren sie ebenso wichtig wie die Spieler.

Cathy, die Anführerin, beobachtete mich. Nachdem sie ihr Anfeuerungslied beendet hatte, winkte sie mir lächelnd zu und stieß ihre Freundin Annette an, die ebenfalls zu mir herüberwinkte. Beide gingen in meine Englischklasse.

Ich weiß nicht genau, wie ich mir meine Popularität bei den Schülern erklären soll, besonders bei den Mädchen. Dass ich jung bin, hat ganz sicher etwas damit zu tun, auch dass ich ein Mann

bin, aber es steckt noch mehr dahinter. Ich genieße eine gewisse Aura, weil ich aus New York komme. Diese Mädchen sind in dem Alter, in dem sie von einem aufregenden Leben träumen und hoffen, der Enge der Kleinstadt eines Tages zu entfliehen.

Ich halte mich nicht für schön. Ich bin ungefähr ein Meter achtzig groß und ein wenig zu dünn, gut rasiert, habe braune Augen, hellbraunes Haar und eine Haut, die im Sommer leicht bräunt. Mal falle ich auf, aber oft genug bin ich auch ganz unauffällig. Der Eindruck, den ich erwecke, hängt, glaube ich, von meinem Selbstvertrauen ab. Manchmal trete ich auf wie Mick Jagger, und manchmal fühle ich mich so lahm wie Gerald Ford.

Wenn ich an einer Bartheke oder auf einer Party eine Frau treffe, die mir nicht attraktiv erscheint oder nicht mein Typ ist, bin ich entspannt, unbeeindruckt und prompt erfolgreich. Man muss wohl der große Spötter sein, immer über den Dingen stehen können und viele Brusthaare haben, die aus dem weitgeöffneten Oberhemd hervorquellen, um Glück bei Frauen zu haben, zumindest bei denen, die ich mag. Aber mir ist es unangenehm, Mr. Männlichkeit zu spielen. Ich spüre dabei immer genau, dass ich einen Typen vormache, der ich nicht bin, und der mir auch nicht gefällt.

Auch in der Schule bin ich in Wirklichkeit der Macho. Das hängt mit meinem Image zusammen. Die Tatsache, dass ich die Macht habe, hinter dem großen Lehrertisch stehe und aller Augen auf mich gerichtet sind, dass ich aus einer gewissen Distanz heraus immer fremd bleibe und, wie gesagt, keine Schwäche preisgeben muss, verleiht mir die Aura, die den Rettungsschwimmer auf seinem luftigen Podest umgibt, von dem aus er *seinen* Strand überwacht.

Die Mädchen in meinen Klassen mögen gern kontrolliert werden. Dadurch werde ich zu der älteren, begehrenswerten, wichtigen Person, von der sie träumen. Wäre ich einer ihrer Klassenkameraden, würden sie mich nicht einmal bemerken.

Und manchmal gestalte ich den Unterricht so, dass er Spaß bringt. Das Klassenzimmer zu einem Ort wird, an dem sie sich entspannen können und Freude am Lernen haben.

»Hey, Mr. Lester. Gutes Spiel, nicht wahr?«

Adele Lewis schenkte mir ihr rundes Lächeln auf ihrem runden Gesicht über ihrem rundlichen Körper. Jeder schien sich in ihrer Nähe wohl zu fühlen, weil sie einen geradeheraus ansah und immer gelassen wirkte.

»Kann man sagen«, antwortete ich. Die erste Hälfte war vorbei, und wir führten mit zwei Punkten Vorsprung. Ich hätte gern mitgeschrien und den Schiedsrichter ausgepiffen, aber ich musste meine Rolle wahren.

»Bis auf die Fehlentscheidung«, fügte ich deshalb sachkundig hinzu.

Ein großer, schniger Junge stieg über die Bankreihen. Wenn seine Pickel mal ausgeheilt wären, würde er sicher ein schönes, narbiges Gesicht bekommen,

»Ich möchte Ihnen meinen Freund vorstellen – Lane Thomas. Er geht in Lake Hardy auf die Schule. Aber heute steht er natürlich auf unserer Seite.«

Adele sah ihn ernsthaft, aber zärtlich an. Lane streckte die Hand aus und gab mir einen kräftigen Händedruck.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen.«

»Mich auch.«

»Ich habe ihm alles von unserem Unterricht erzählt, Mr. Lester. Von den Videoprojekten und den Collagen, die wir mit Ihnen gemacht haben. Lane hat mir gesagt, dass sein Lehrer sie immer nur Benjamin Franklin lesen lässt, sonst nichts.«

Ich lächelte. Vermutlich hatte sie die Vormittagsstunde vergessen.

»Sie sind der Beste, Mr. Lester.«

Die Sirene ertönte um anzuzeigen, dass die zweite Halbzeit begann. Lane nahm Adele an die Hand und führte sie wieder nach unten.

»Bis morgen«, rief sie noch über ihre Schulter zurück.

Ich lächelte grüßend. Ich wollte mir ihre Schmeichelei nicht unter die Haut gehen lassen, aber sie tat gut.

Die zweite Halbzeit war so turbulent wie die erste, aber schließlich rissen die Rebellen sich zusammen, und wir gewannen mit zwölf Punkten Vorsprung. Ich wartete, dass die Menge vor mir langsam die Halle verließ.

Eltern freuten sich über einen hart erkämpften Sieg (ihr Sieg?), Schüler bildeten Gruppen, lachten, plapperten und planten, wo sie noch hingehen wollten, um Eis oder Hamburger zu essen. Wer hatte ein Auto?

Die Kinder lebten in einer Art Teenypopperwelt – ein Rückgriff auf die fünfziger Jahre. Am Freitagabend ging alles zum Tanzen und Sonnabendnacht stiegen sie in ihre aufpolierten Autos und kreuzten die Hauptstraße rauf und runter, die von riesigen Scheinwerfern hell erleuchtet war, vorbei an diesem Kino, jenem Drugstore, und so weiter.

Ich glaube, New York und die sechziger Jahre waren Schuld daran, dass meine Tennagerjahre so ganz anders verlaufen waren. Wir rauchten jeden Morgen vor der Schule Pot, brachen mit Vorliebe die Bekleidungsvorschriften, zuerst mit weit ausgestellten Jeans (die Mädchen in Miniröcken), später mit ausgebleichten, ausgefransten und oft geflickten Jeans, Batik T-Shirts, ausgeleierten Sportpullovern, Sandalen und Stirnbändern. In der achten Klasse gabelte der Direktor mich einmal auf dem Gang auf, drückte mir zwei Dollar in die Hand und sagte, dass er mich von der Schule suspendieren lassen würde, wenn ich mir nicht augenblicklich die Haare schneiden ließe. (Mein Pony fiel kaum in die Augen, die Locken berührten gerade die Schultern.) Zwei Jahre später hatte ich einen langen, wehenden Pferdeschwanz (ich hasste diesen Scheißkerl von Direktor!). Wir schwänzten Stunden, um an Friedensveranstaltungen teilzunehmen. Klar, zu der Zeit war das mehr ein Spaß, aber wir spürten den Vietnamkrieg. Wir hatten Angst, wir wussten, was um uns herum vor sich ging.

Die Menge hatte sich aufgelöst. Ich stand auf und legte meine Jacke über den Arm. Gus, der Hausmeister, fegte die Turnhalle aus. Er fuhr mit einem breiten, flachen Besen über den Boden. Ich

winkte ihm zu. Mit seinem warmen, breiten Grinsen rief er: »Das beste Spiel, das ich bisher gesehen habe!« Seine Stimme bildete ein Echo in der leeren Halle.

»Ja. Sie haben gespielt wie 'ne Eins.«

Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu, stolz, an so einem wichtigen Ereignis teilgenommen zu haben.

Ich stieg die Treppe zum Haupteingang hinunter. Sechs große Flügeltüren führten hinaus auf den Fahrweg, wo man noch einige Rücklichter der wegfahrenden Autos sehen konnte. Allein in dem Gebäude fühlte ich mich einsam und war überrascht, als ich Annie Alston vor einem der Schaukästen stehen sah. Sie betrachtete aufmerksam die Fotos.

Annie ging in die elfte Klasse, die ich in der ersten Stunde unterrichtete. Ich erkannte sie an ihrer schlanken, jungenhaften Gestalt. Sie war eine ruhige Schülerin, schien immer eine eigene, abgesonderte Welt im Kopf zu haben, in die sie niemandem Einblick gab, außer ihrer Freundin Clara vielleicht, ihrem Schatten.

Immer hingen die beiden zusammen. Sie liefen im Gleichschritt durch die Gänge, kicherten gemeinsam in einer Ecke und wurden sofort still, wenn jemand sich ihnen näherte. Doch Annie stach aus der Menge hervor. Sie schien nicht so überdreht, ihr Selbstvertrauen nicht so aufgesetzt zu sein wie sonst bei Sechzehnjährigen. Sie besaß eine gewisse Reife. Oder Kultiviertheit? Oder Zuversichtlichkeit? Selten beteiligte sie sich am Unterricht, überraschte mich dann aber durch ihre intelligenten Aufsätze. Man konnte sie für schön halten mit ihren langen, glatten, dunklen Haaren, dem schmalen Gesicht und den strahlenden Augen, aber man sah sie nie mit Jungen zusammen.

Gus, der ein schweres Eisengitter vor die Türen schob, um die Halle abzuschließen, erinnerte mich daran, dass es Zeit zum Gehen wäre.

Ich war nicht in der Lage herauszufinden, woran ich bei Annie war, was in ihrem Kopf vorging. Vielleicht war es auch die Tatsache,

dass sie mich ständig zu ignorieren schien, die mich immer ein wenig an ihr faszinierte. Niemals schmeichelte sie mir oder spielte das »Oh, Mr. Lester«-Spiel mit mir wie die anderen Mädchen. Meine Anwesenheit quittierte sie stets mit einem beinahe versteckten Lächeln, das mich verunsicherte.

Bei dem Geräusch von Gus' Eisengitter drehte Annie sich um. Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht. Es war, als hätte sie meine Anwesenheit schon die ganze Zeit über bemerkt (mein Spiegelbild im Fenster?). Ich war verlegen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass sie wusste, was ich gerade dachte.

»Hallo, Mr. Lester«, sagte sie beiläufig.

»Eh, hast du deine Mitfahrgelegenheit verpasst?«, war alles, was ich herausbrachte. Ich fühlte mich ertappt.

»Meine Mutter kommt erst in zwanzig Minuten nach Hause. Sie arbeitet. Ich werde sie nachher anrufen.«

»Vater?«

»Was?«

»Vater.«

»Ich habe Sie schon beim ersten Mal verstanden«, sagte sie und drehte sich wieder zum Fenster um. Ich wusste nicht, was ich sonst noch sagen sollte und ging deshalb auf den Ausgang zu.

»Gute Nacht, Mr. Lester«, sagte sie wesentlich freundlicher als bei der Begrüßung.

»Ich könnte ...«

»Nicht nötig.«

»... dich nach Hause fahren«, stieß ich hervor. Ich hätte es nicht sagen sollen. Lehrer wurden oft gewarnt, Schüler nicht nach Hause zu fahren. Wir waren für ihre Sicherheit total verantwortlich und standen immer mit einem Bein im Gefängnis. »Es macht keine Umstände. Wo wohnst du, Annie?«

»Auf der anderen Seite der Hauptstraße, ungefähr zehn Minuten von hier.«

»Kein Problem«, ich hielt ihr die Tür auf.

Während ich fuhr, war sie wieder still und starrte aus dem Fens-

ter. Ich hatte das Bedürfnis, diese Stille mit einem Laut zu füllen, wusste aber nicht, was ich sagen sollte.

»Hausaufgaben schon gemacht?«

»Immer der Lehrer, wie?«

»Eh, nein. Eigentlich nicht. Nein. Überhaupt nicht. Manchmal lasse ich mich auch gehen. Aber in der Nähe von Schülern ist das etwas schwierig.«

»Wir sind Menschen ...«

»Glaubst du, das weiß ich nicht?«

»... nicht nur Schüler!«

Ich schmolle.

»He. Es tut mir Leid. Sie sind gar nicht so übel. Ehrlich. Sie sind ein bisschen anders.«

»Nur ein bisschen?«, fragte ich – nicht ganz so gelassen, wie sonst in meiner Lehrerrolle. Sie hatte mich provoziert.

»Nur ein bisschen«, bestätigte sie. Ich schwieg. »Und ich weiß, dass Sie sich verdammt viel Mühe geben.« Sie kannte mich gut. »Trotzdem behandeln Sie uns immer wie Schüler, nicht wie Menschen. Besonders, wenn Sie uns etwas vormachen ... so ... gönnerhaft.«

Sie betonte jede Silbe, als ob dieses Wort eine Vokabel wäre, die sie gerade gelernt hätte.

»Ein bisschen streng, oder?«

»Tut mir Leid. Ich habe doch gesagt, dass Sie sich Mühe geben.« Sie starrte wieder aus dem Fenster. Ich konnte das Gespräch nicht neu anknüpfen.

»Die nächste rechts, dann links, das erste Haus auf der linken Seite.«

Ich befolgte ihre Anweisung pflichtgemäß und fuhr den Wagen in die Auffahrt vor ihrem Haus.

»Du könntest dich auch ein wenig mehr anstrengen«, sagte ich. Angriff ist die beste Verteidigung. Der von den Schülern umschwärmte Mick Jagger hatte sich langsam in den Gerald Ford verwandelt.

Plötzlich entstand eine fühlbare Stille, so als ob wir beide zu atmen aufgehört hätten. Man konnte jedes Geräusch überdeutlich hören. Annie stieg nicht aus. Ich sah sie an, verwundert über ihren eigenartig selbstsicheren Gesichtsausdruck.

Sie kniete sich auf den Vordersitz, lehnte sich über mich und nahm mein Gesicht in ihre Hände. Langsam näherte sich ihr Mund meinen Lippen.

Sie küsste mich lange.

Ich hielt still, wusste nicht, warum ich nicht aus ihrer Umarmung brach. Sie öffnete meine Lippen und stieß ihre Zunge in meinen Mund.

Heiß.

Sie ließ los. Ich war außer Atem.

Dann sagte sie: »Dieser Kuss war nicht von einem Mitglied aus Ihrem Fanclub, das Ihre Aufmerksamkeit sucht. Es war echt. Ich wollte Sie berühren.«

Ich konnte nicht unterscheiden, ob sie nun eine Menge Liebesromane gelesen hatte oder wirklich glaubte, was sie sagte.

Ihr Mund hatte nicht gelogen.

Mein Herz raste wie ein Motor, der an einem kalten Wintermorgen warm läuft.

In dem Augenblick fuhr Annies Mutter in die Einfahrt.

2. Kapitel

Vielleicht war es ein Fehler, »Lolita« zu lesen

Die ganze Sache hätte ja nun ziemlich harmlos aussehen können, doch ich war so verlegen, dass ich mich irgendwo nach einem guten Versteck umsah. Ich suchte krampfhaft nach einer Ausrede für Mrs. Alston, warum ich mich so aufgeregt und erhitzt in ihrer Auffahrt befand, nachdem Annie gerade meinen Wagen verlassen hatte.

Mrs. Alston kam an mein Autofenster. Einen Augenblick lang dachte ich daran, sie zu ignorieren und einfach abzufahren, aber ihr Wagen stand ja direkt hinter meinem.

»Guten Abend, Mrs. Alston. Ich habe Annie nur schnell nach Hause gefahren. Wir haben uns beim Basketballspiel getroffen. Eine gute Schülerin.« Das klang ziemlich normal.

»Sie müssen Mr. Lester sein«, sagte sie lächelnd. Ihre Haare wurden von Spray in Form gehalten. Unter dem geöffneten Mantel entdeckte ich eine Kellnerinnenuniform. »Annie hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Englisch ist ihr Lieblingsfach. Sie sagt, dass Sie ein großartiger Lehrer wären.«

»Danke, Mrs. Alston. Annie macht mir auch sehr viel Freude.« Ich wäre fast an meiner Zunge erstickt bei dem Gedanken, dass sie mich missverstehen könnte.

»Aber, danke, Mr. Lester! Es freut mich sehr, das zu hören.«

Ich dankte Gott, dass sie sich abwandte, mir noch einmal zuwinkte und rückwärts aus ihrer Einfahrt fuhr, um mich herauszulassen.

Auch die Geschwindigkeitsüberschreitung von über zwanzig Meilen brachte mich nicht schnell genug nach Hause.

Als am nächsten Morgen die erste Stunde begann, war ich so weit selbst überzeugt, dass der ganze Vorfall nichts weiter als ein Teenagerphänomen sei. So fiel es mir leicht, in die selbstsichere »Mr. Lester-Rolle« zurückzuschlüpfen. Ich gebe zu, dass mich ein leichter Hitzeschauer überfiel, als Annie die Klasse betrat, aber ich überwand ihn schnell.

Die Stunde ging glatt. Ich konnte den vorgeschriebenen Stoff schnell durchgehen und bat sie zehn Minuten vor Unterrichtschluss, die Bücher zu schließen. Von Franklins Enthaltbarkeit wechselte ich zum Alkoholproblem unter Jugendlichen über. Schläfrige Augenlider öffneten sich ein wenig, und nach und nach fingen die Kinder an zu berichten, was der Alkohol bei ihnen bewirkte. Die meisten tranken Bier. Jemand sagte, dass er nur ab und zu Gras nehme, und dass sich das kaum lohne.

Ich hörte mich selbst, zehn Jahre früher (mit dem Unterschied, dass ich Drogen genommen hatte!). Sie sprachen von der Flucht, dem Unabhängigkeitsgefühl und der Leichtigkeit, mit der sie Freundschaftsprobleme bewältigen könnten, wenn sie leicht ange-trunken oder völlig betrunken wären.

»Ich war schon seit Monaten verrückt danach, mit Susan auszu-gehen«, sagte James, »aber ich habe es nie fertig gebracht, bis ich sie einmal auf einer Party traf. Ich hatte getrunken. Ging einfach zu ihr hin und sagte: ›Verdammt, wir beide hätten schon längst mal mit-einander ausgehen sollen.« Einfach so. Es war leicht.«

Ein paar Schüler nickten bestätigend.

Es war nicht so, dass der Hippie in Mr. Lester sich an die Schü-ler heranmachte, um sie zum Sprechen zu bringen. Sie brauchten einen Erwachsenen, der ihnen zuhörte, ein Echo, das ihnen die er-hoffte Bestätigung widerhallte.

Wenn ich an mich zurückdachte, als ich in ihrem Alter war, konnte ich ihre Bedürfnisse nachempfinden. Wenn ich mich aber als Lehrer sah, musste ich darauf achten, gute Bürger aus ihnen zu machen.

Hätte ich ihnen gesagt, dass sie Unrecht hätten, wäre dies wahr-

scheinlich die letzte Diskussion dieser Art gewesen. Hätte ich ihnen aber recht gegeben, wäre ich administrativen Maßregelungen ausgesetzt gewesen, wenn meine Meinung bekannt geworden wäre.

»Ihr habt eine Menge Belastungen auszuhalten«, sagte ich. »Ständig werdet ihr ausgefragt – laut von anderen, stumm von euch selbst –, was ihr mit eurem Leben anfangen wollt. Wer seid ihr? Was seid ihr? Gut – schlecht? Stark – schwach? Und das ist schwer. Ihr entdeckt jetzt Liebe, Sex und Unabhängigkeit. Dadurch entsteht noch mehr Druck, und der ist ebenfalls schwierig zu handhaben. Wenn ihr euch am Wochenende gehen lasst und betrinkt, sieht alles viel einfacher aus.« (Der bescheuerte Lehrer in mir gewann wieder die Oberhand.) »Aber was geschieht danach? Was passiert, wenn ihr ohne das Zeug gar nichts mehr tun könnt?« Einige murmelten leise: »Ach, Scheiße.« »Ich hasse das Wort Krücke, aber ...«

»Wie fühlen Sie sich, wenn Sie *high* sind?«, fragte Annie ruhig aus dem Hintergrund. Ihre Stimme klang sicher und herausfordernd. Die Klasse drehte sich um, überrascht, sie sprechen zu hören. Dann aber sahen alle mich erwartungsvoll an.

Die Glocke ertönte.

Sie meckerten. Ich war in der Zwickmühle, und sie hätten zu gern gesehen, wie ich mich da herauswand.

»In Ordnung. Vergesst eure Hausaufgaben nicht. Franklins Autobiographie.«

Ich hätte sagen können: »Morgen machen wir da weiter«, aber morgen würde ich wieder ganz der Lehrer sein. Das Loch, in das ich jetzt fiel, hatte ich mir selbst gegraben. Ich war von dem abgewichen, was der Direktor »Erziehung« nannte.

Es war ein herrliches Gefühl, die Kinder zum Reden zu bringen, ohne sie auszufragen, verlegen machen oder aber bei Laune halten zu müssen – ein ganz leichter Spannungsbogen, der sofort unterbrochen wurde, sobald ein lehrerhaftes Wort durch den Raum flog.

Als die Schüler aus der Klasse gingen, gruppierten sich ein paar Mädchen um meinen Tisch, pflichteten mir bei, schworen, dass sie

niemals trinken würden und dass sie wünschten, einige Jungen würden damit aufhören. Ich fühlte mich wieder etwas sicherer.

Dann gingen auch sie. Ich sah Annie ganz allein hinten im Klassenzimmer.

Sie starrte mich an. Ihre Augen blickten stahlhart durch den Raum. Wieder tauchte ihr Lächeln auf – dünn, sarkastisch, ihre Zähne kaum sichtbar.

Die Schüler der nächsten Klasse tröpfelten langsam herein.

Annie stand auf, griff nach ihren Büchern und ging.

Ein leiser Nachhall von »wir sind Menschen« begleitete sie hinaus.

Nach dem Abendessen saß ich allein in meiner Wohnung.

In der Küche roch es nach Leber und gebratenen Zwiebeln.

Ich spürte, dass ich unwahrscheinlich geil war.

Um den Geruch zu vertreiben, stellte ich den Wrasenabzug über dem Herd an, aber ich wusste nicht, was ich gegen meine Geilheit tun sollte.

Die wachsende Lust in mir stammte offensichtlich – leider – noch von der Autoszene der letzten Nacht her. Ich hatte meine Erregung ins Unterbewusstsein verdrängt, aber sobald ich allein war, weg von der Schule, begann der aufgezwungene Kuss sich langsam, aber effektiv seinen Weg wieder in mein Bewusstsein zu graben. Ich spürte, wie die Hitze des Augenblicks sich wieder belebte, das physische Gefühl aufwallenden Blutes zurückkehrte und die herrliche Entspannung, einen Augenblick lang überwältigt zu werden. All das strömte zum Zentrum meines Körpers. Ich hatte einen massiven Ständer.

Unwillkürlich presste ich die rechte Hand gegen meinen Penis. Ich öffnete die untere Tür des Küchenschrankes, griff neben dem Abfalleimer weit nach hinten und holte unter einigen alten Zeitungen die letzte Dezemberausgabe vom *Playboy* hervor. (Warum versteckte ich sie eigentlich? Wer hätte sie hier finden sollen?) Ich hatte mich zu einem Jahresabonnement entschlossen – damit niemand Mr. Lester im Geschäft beim Kauf von *Playboy* erwischen

konnte! – Im Gegensatz zu denen, die »nur die Artikel lasen«, machten mich die Bilder an.

Erst im College hatte ich zugegeben, was ich vorher schon gewusst hatte: Männermagazine beuteten Frauen aus. Sie stellten sie zur Schau, an jedem Kiosk, billig. Im College hatte ich mich gewei- gert, *Playboy* auch nur anzusehen. Dass ich eine feste Freundin hat- te und häufig mit Feministinnen zusammenkam, die immer deut- lich darauf hinwiesen, was für einen Dreck Männer mit Frauen machten, hatte es mir leichter gemacht. Doch während der letzten zwei Schuljahre hatte ich immer irgendwo eine Ausgabe versteckt gehalten. Jeder tat das. Und die zahllosen Orgasmen, die mir diese gebundenen Seiten gebracht hatten, das tolle Gefühl, es in Zusam- menhang mit diesen perfekten Frauen zu tun und der Drang, mich dazu verführen zu lassen, obwohl ich das eigentlich nicht wollte, hatten mich nie zur Ruhe kommen lassen. Meine Vernunft kann nicht immer unter Kontrolle halten, was meine Begierde sich wünscht. Nachdem ich die Fotos einige Wochen lang erschöpfend in mich eingesogen hatte, mich von den unzüchtigen Layouts aus- gebrannt fühlte und mir so oft einen runtergeholt hatte, dass ich mich ganz ausgetrocknet fühlte, ekelten die Hefte mich an. So schmutzig, so falsch. Ich zerriss sie und warf die Fetzen in den Ab- falleimer. Das half mir ein wenig, die Frustration zu ertragen. Gleichzeitig konnte ich mir in einem *Playboy*-freien Leben leichter vormachen, in einer sauberen Welt zu leben.

Aber im Augenblick befand ich mich auf dem Weg zurück in meine Teenagerjahre.

Ich lag auf dem Rücken auf meiner Wohnzimmercouch, den Kopf auf die eine Armlehne gestützt, die Füße über die andere bau- meln lassend, und blätterte das Magazin durch. Wenn mir ein Bild gefiel, konzentrierte ich mich auf Titten, Hintern, Möse, Beine, Mund und Aussehen und versuchte rauszuspüren, was für Signale sie in meinem Geschlechtsbereich auslösten. Meine Erregung wuchs an, aber zu allem Überdross hatte ich, je geiler ich wurde, immer weniger Lust, es bis zum Orgasmus zu treiben.

Weit hinten im Kopf arbeitete die Erinnerung an Annie und ihren Kuss. Neben dieser wirklichen Erfahrung verblassten die Fotos von posierenden nackten Mädchen.

Ich bekämpfte mein Verlangen nach Annie, nach jedem Teenager als Liebhaberin. Teenager erregten mich in Gedanken, aber sie waren nicht das, was ich wirklich brauchte. Ich wollte Annie nicht. Was ich mir wünschte, war die Erotik, die sie umgab.

Der Konflikt zwischen dem Wunsch zu kommen und der Angst vor der drohenden Leere danach baute sich weiter auf. Ich pumpte meinen Penis mit der Hand, schnitt aber jeden Gedanken sexueller Fantasie ab.

Überraschenderweise sahen die Mädchen auf den Fotos plötzlich hässlich aus (was gewöhnlich nicht passierte, bevor ich fertig war). Ich hasste sie. Alle. Die, die sich ihre aufrechten Brustwarzen zwischen Daumen und Zeigefinger zwirbelten, genauso wie diejenigen, die ein vollkommen rasiertes, blond gebleichtes Schamdreieck aufwiesen. Sie waren nicht echt. Sie lachten mich aus.

Ich bemühte mich, mit den Fingern Druck auf den Penis auszuüben, verzweifelt, wollte endlich den aufgestauten Samen herauspritzen lassen, mir die Erleichterung verschaffen. Wie ein Wahnsinniger blätterte ich die Seiten um, in der Hoffnung, doch noch ein Foto zu finden, das mir helfen konnte.

In meinem Brustkorb steigerte sich der Druck, mein Herz schlug SOS wie ein Telegrafensender. Das Magazin glitt mir aus der Hand. Meine Armbeugen waren nass von Schweiß, meine Augen geschlossen. Ich spritzte auf die Couch.

Es tat weh.

Als ob sie von einer magischen Kraft weggezogen würde, ließ meine Hand den Penis los.

Ich ruhte mich aus.

Bald füllte nur noch das leise Summen des Wrasenabzugs in der Küche meinen Kopf. Ich lag ganz still. Das surrende Geräusch schaltete alle meine Gedanken aus.

Nur Bilder vom Strand, der Karibik. Vor drei Jahren hatte ich

einmal dort gearbeitet. Ich hörte das gleichmäßige Schnurren des Föns, nein, des Ozeans. Ruhe. Dann das Getöse der Brandung. Ach, wie war sie mir willkommen ...

Ich gehe zum Strand. In dem heißen Sand brauche ich eine Weile, um meine nackten Füße daran zu gewöhnen. Es ist kurz nach dem Mittagessen. Ich habe eine halbe Stunde frei, bevor die Nachmittagsschwimmstunden wieder beginnen.

Ich bin stolz, es wieder geschafft zu haben, einen Job in dem amerikanischen Ferienlager zu bekommen. Damit kann ich meinen Aufenthalt auf dieser karibischen Insel bezahlen. Ich liebe die Insel, das Wetter, die Kinder.

Das warme, blaugrüne Wasser umspült meine Füße. Auf den Wellen bilden sich Schaumkronen.

Frieden.

Da ich fast alle vierundzwanzig Stunden des Tages mit den Kindern zusammen bin, lebe ich in einer reinen Welt, sauberer, als je zuvor in meinem Leben. Keine *Playboys*. Kein Masturbieren. Ich bin fast immer das lupenreine Vorbild.

Und dann der Ozean.

Mein Zimmer geht auf den Strand hinaus. Die eine Wand besteht aus zwei großen, verschiebbaren Fenstern. Ich habe mein Bett so umgestellt, dass ich auf das Meer schauen kann. In der Nacht spüre ich die Brandung zu mir heraufschlagen. Sie reinigt mein Inneres. Während ich schlafe, habe ich das Gefühl, über Nacht rein-gewaschen zu werden.

Ich stehe in dem lauwarmen Wasser, fühle es, sehe hinaus auf die flüssigen, im Sonnenlicht glitzernden Hügel, atme die Salzlufte tief ein.

Ich gehe bis zum Ende des Strandes, klettere über zwei Felsen und beobachte, wie das Wasser zuerst in die aufgetürmten Steinmassen schlägt und dann langsam ausrollt. Die Felsen schimmern vor Nässe. An den Abhängen wachsen glitschige grüne Pflanzen. Bald ist niemand vom Strand mehr zu sehen. Auf einem flachen Felsen strecke ich mich aus. Ruhig. Ich schlafe ein.

Mein Versteck.

Die heiße Sonne verglüht die Gefühle, die das Wasser in mir geweckt hat. Ich möchte nie etwas anderes tun, als die heiße Sonne in meinem Gesicht spüren und eins sein mit den schimmernden Wellen der karibischen See.

»Entdeckt!«

Von der Stimme geweckt öffne ich die Augen und sehe Jenny, eine sechzehnjährige Schwimmschülerin. Sie steht über mir wie ein Seefahrer, der gerade Neuland entdeckt hat.

»Privatbesitz, mein Fräulein. Diesen Felsen habe ich schon belegt.«

»Kann man ihn nicht teilen?«, fragt sie mit süßer Stimme. Sie trägt einen gelben Bikini. Ihr Körper ist braun gebrannt, schlank und groß, und zeigt nur dort ein paar hellere Stellen, wo sie an anderen Tagen einen anderen Badeanzug angehabt hat. Ihr blondes Haar hat die Sonne noch heller gebleicht. Mit ihren kleinen, blauen Augen, der Stupsnase und dem schmalen Kinn sieht sie aus wie ein kleines Mädchen. Aber ihre strammen Brüste, die wundervoll geschwungenen Hüften und das dunkle Schamhaar, das unter dem Nabel aus dem Bikinihöschen hervorlugt, verleihen ihr schon das Aussehen einer reifen Frau.

»Wenn du versprichst, still zu sein.«

Ich lächle und versuche, meinen Ärger über die Störung zu unterdrücken. Sie legt sich neben mich, streckt ihren Körper aus und bietet ihre Haut dem Sonnenlicht dar.

Trotz meiner Liebe zu den Kindern brauche ich Zeit für mich allein. Es ist mir nicht recht, dass sie da neben mir liegt. Ich habe keine Antenne für ihre Sexualität. Die reine Welt, in der ich mich in der letzten Zeit befunden habe, hat eine schützende Decke über meine sexuellen Wünsche gebreitet – sogar noch, als Jenny sich so neben mir anbietet.

»Kommst du jeden Tag hierher?«

»Meistens«, antworte ich mit geschlossenen Augen.

»Ich weiß.« Ich spüre, wie sie sich über mich beugt. Ich mache

die Augen auf. Jenny hat sich auf die Seite gerollt und den Kopf auf den Ellenbogen gestützt. »Ich kann von meinem Zimmerfenster aus sehen, dass du immer zu den Felsen gehst.«

Sie lehnt sich noch weiter zu mir herüber. Beinahe hängt sie jetzt über mir, das Gesicht ganz nah an meinen Lippen. Ich spüre ihren Atem. Er vermischt sich mit dem Geruch von Meersalz. Dann fühle ich die Wärme ihrer sonnendurchglühten Haut.

»Hast du einen Angriff vor, oder willst du nur nett zu mir sein?«, frage ich.

»Beides«, sagt sie lächelnd und entblößt dabei ihre weißen Zähne, die mit Hilfe einer Spange in saubere Ordnung gebracht worden waren.

»Ich bin ein bisschen zu alt für dich, Jenny.«

»Genau das mag ich.«

»Ich könnte meinen Job verlieren.«

»Ich verrate nichts.«

»Das ist lächerlich.«

Sie legt ihre Hand auf meine Brust und spielt mit den wenigen Haaren, die dort wachsen.

»Jenny, bitte!«

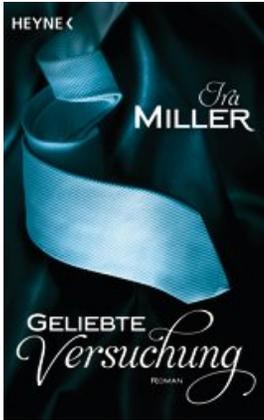
Niemals bin ich in einer solchen Situation gewesen. Ich komme mir vor wie in einem von diesen beschissenen Filmen. Nur in Filmen geschieht es, dass sich wunderschöne, blonde Mädchen auf einen Mann werfen.

Und auch nur in Filmen leistet der Mann dann Widerstand.

Sie streicht mit der Hand zu meinem Bauchnabel herunter. Jemand zieht meine beschützende Decke weg. Genau in dem Moment wird mir eine Wahrnehmungsänderung bewusst. Ich erkenne Jenny nicht mehr als das sechzehnjährige Mädchen. Sie ist eine Frau. Teenagermädchen sind mir viel zu jung. Ich brauche eine Frau.

Zärtlich kreist sie mit ihrer Hand auf meinem Bauch. Als mein Atem heftiger wird, hebt ihre Handfläche sich ab.

Ich bringe ein schwaches »nein« zustande, aber Jenny spürt ir-



Ira Miller

Geliebte Versuchung

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-72306-1

Heyne

Erscheinungstermin: September 2012

Lehrer und Schülerin - Eine Liebe, die alle Regeln bricht

Vom ersten Moment an sind der junge Lehrer Arnie und seine Schülerin Annie voneinander fasziniert. Eigentlich sollten sie sich so schnell wie möglich wieder vergessen, doch sie verfallen einander, und gemeinsam erforschen sie die dunklen Pfade der Lust. Schon bald entwickelt sich zwischen ihnen eine besessene Leidenschaft ...